

Mein Leben als Minenräumerin

Bearbeitet von
Vera Bohle

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 400 S. Paperback

ISBN 978 3 596 30295 6

Format (B x L): 12,6 x 20,7 cm

Gewicht: 439 g

[Weitere Fachgebiete > Medien, Kommunikation, Politik > Militärwesen > Zivil- und Katastrophenschutz](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Vera Bohle
Mein Leben als Minenräumerin

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

| | | |
|-----------|---|------------|
| 1. | Spin Boldak, Afghanistan, Juni/Juli 2002 | 9 |
| 2. | Köln – die Mongolei – Dresden | 38 |
| 3. | Balkan, erster Einsatz 2000 | 84 |
| 4. | Mosambik und Simbabwe, 2000/2001 | 162 |
| 5. | Balkan, zweiter Einsatz 2001 | 209 |
| 6. | Afghanistan, erster Einsatz 2002 | 267 |
| 7. | Afghanistan, zweiter Einsatz 2002 | 309 |
| 8. | Genf, 2003/2004 | 379 |

1.

Spin Boldak, Afghanistan, Juni/Juli 2002

Am Samstag, 29. Juni 2002, erreicht uns der Notruf. Ich sitze mit meinen Kollegen vom afghanischen Mine Action Center noch beim Frühstück im Silk Route Guest House in Kabul, als wir von dem Unglück hören. Mike ruft über sein Satellitentelefon aus Kandahar an, einer Stadt im Süden Afghanistans. In Spin Boldak, hundert Kilometer südwestlich von Kandahar, ist ein Munitionsdepot explodiert. Die Zahl der Toten und Verletzten ist noch nicht bekannt. Um Spin Boldak herum sind große Flüchtlingslager. Die Explosion hat auf einer Fläche von mehr als sechs Millionen Quadratmetern Munition verteilt.

Die Vereinten Nationen setzen einen Sonderflug für uns ein. Mit einem eilig zusammengestellten Team von afghanischen Kampfmittelräumern und mit Skip, einem amerikanischen Kollegen, fliege ich nach Kandahar. Der Flughafen wird von amerikanischem Militär kontrolliert und ist hermetisch abgeriegelt. Wir müssen eine Stunde warten, bevor wir die Kontrollen passieren können. Die Hitze in dieser wüstenähnlichen Region raubt uns den Atem. Schließlich werden wir abgeholt und fahren zum regionalen Mine Action Center, um genauere Informationen zu erhalten und Material aufzunehmen.

Die afghanischen Kollegen schauen uns mitleidig an, als sie hören, wohin wir fahren. Nicht wegen des Munitionsdepots, sondern wegen des Orts selbst. Sie beschreiben die Menschen von Spin Boldak nicht sehr schmeichelhaft als zurückgebliebene Primaten, als Schmuggler und Strauchdiebe.

Dabei hat Kandahar selbst schon den Ruf, für Ausländer kein einfaches Pflaster zu sein, vor allem nicht für Frauen. Kandahar war die Hochburg der Taliban. Aber darüber kann ich jetzt nicht nachdenken. Wir brechen auf und fahren hundert Kilometer in südöstlicher Richtung auf

einer staubigen Wüstenpiste, fast bis nach Pakistan. Kurz davor, gleich an der Grenze, liegt Spin Boldak.

Die Toten sind weggetragen und nach islamischem Brauch gleich am nächsten Tag begraben worden. Über dem ehemaligen Munitionslager hängt noch eine dichte Staubwolke und der Geruch von weißem Phosphor – Füllmaterial von Brandmunition. Ein widerliches Zeug, es lässt sich kaum löschen, wenn es einmal brennt. Bereits ab 45 Grad Celsius wird es flüssig und durchdringt kleinste Ritzen. Vor meinem inneren Auge erscheinen die Fotos aus meiner Ausbildungszeit, auf denen ich bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Menschen gesehen habe. Sie wurden uns als Warnung gezeigt. Mit der Bemerkung, dass Munition mit weißem Phosphor viel leichter ausgelöst wird als solche mit Sprengstoff: Ein Funke kann genügen.

Ich frage mich, was mich hinter den Lehmmauern, auf dem Gelände des Depots, erwartet. Mike hat erzählt, dass angeblich drinnen noch mehr Munition aufgestapelt ist, die eventuell hochgehen kann. Ich werde hineingehen müssen, um es herauszufinden. Nur dann kann ich entscheiden, was wir zuerst tun sollten.

»Du hast dir den Job selbst ausgesucht«, versuche ich mich zu motivieren. War mir damals wirklich bewusst, was mich erwartet? Es ist nun nicht die Zeit, darüber nachzudenken. »Los jetzt!«, treibe ich mich selbst an.

Vorsichtig gehe ich mit Skip hinein. Schritt für Schritt. »Pass auf!«, ruft er, aber auch ich habe die Mine kurz vor meinem Fuß schon gesehen. Sie ist von der Wucht der Explosion aus dem Depot geschleudert worden und liegt mit der Oberseite nach unten auf dem Boden. Hoffentlich kommen wir heil wieder raus, denke ich. Man kann bei dem ganzen Schrott hier nicht mal einen Metalldetektor benutzen. Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass die Munition gut sichtbar auf der Oberfläche herumliegt.

Das Lager bietet ein Bild der Verwüstung, alle Gebäude sind eingestürzt, die Lastwagen und die Raketenwerfer sind nur noch verkohlte Gerippe. Auf den ersten Blick sieht es aus wie die von der Koalition nach dem 11. September bombardierten Munitionsdepots, mit deren Räumung ich normalerweise beschäftigt bin.

Die Leute aus Spin Boldak haben uns erzählt, dass vier große Explosionen die Nacht zerrissen haben. Wir gelangen zum ersten Krater in der

Mitte des ummauerten Geländes. Die Munition war offensichtlich im Freien gelagert, achtlos auf Haufen geworfen.

»Sieht nicht nach einem Bomben- oder Raketeneinschlag aus«, sage ich zu Skip. Er nickt. Der Krater ist zwar groß, mindestens 15 Meter Durchmesser, aber nicht sonderlich tief. Mein Blick irrt umher. Es ist schwierig, alle Gefahren zugleich zu erkennen.

Auf einmal zucken wir zusammen und gehen zugleich blitzartig in die Hocke. Unsere Blicke streifen sich. Die dumpfe Explosion war klein, aber wer weiß, was sie als Kettenreaktion auslösen wird. In etwa 100 Metern Entfernung steigt eine kleine Rauchwolke auf. Weißer Phosphor, eine aufgeplatzte Brandgranate.

»Wir sollten uns nicht hier aufhalten«, sagt Skip. Natürlich hat er Recht, aber wir müssen das Lager zumindest einmal vollständig erkunden. Wenn tatsächlich noch größere Mengen Munition hier lagern, leben die Einwohner von Spin Boldak und die vielen Flüchtlinge auf einer Zeitbombe.

Langsam gehen wir weiter. Mit größter Vorsicht und Konzentration versuchen wir, nicht auf herumliegende Artilleriegranaten, Raketen, Panzerfäuste, Zünder, Handgranaten und endlos viele Metallsplitter zu treten. Alle meine Muskeln sind angespannt, ich konzentriere mich auf die nächsten Schritte. In der Luft liegt ein seltsam süßlicher Geruch, der mich an irgendetwas erinnert, aber ich weiß nicht an was. Wir umrunden eine Mauer. Plötzlich sehen wir, wovon Mike gesprochen hat. Vor uns liegt ein Haufen mit etwa 5000 chinesischen Raketen, Kaliber 107 mm. Tonnen Sprengstoff, genug, um den ganzen Ort dem Erdboden gleichzumachen. Sie braten in der Mittagshitze, es ist nur eine Frage der Zeit, bis die erste explodiert und damit eine Katastrophe verursacht. Wir müssen uns beeilen.

Als wir uns zum Gehen umwenden, steht ein junger Afghane nur 50 Meter entfernt und guckt uns zu. Trotz des strikten Verbots, das Depot zu betreten. Verdammt, denke ich, es ist immer das Gleiche hier, und spüre, wie Wut in mir aufkommt. Nach 23 Jahren Krieg haben viele Menschen den Sinn für Gefahr verloren. Sie kennen keine Angst. Achtlos trampelt er durch die Trümmer auf uns zu. Wir rufen, winken ihm zu verschwinden. Er bleibt stehen, schaut uns an, kommt dann weiter auf uns zu.

»Lass uns gehen, bevor er uns aus Versehen umbringt«, sage ich zu Skip.

Auf dem Weg nach draußen überlege ich mir, was zu tun ist. Die Räumteams werden nicht begeistert sein von der Idee, die Raketen hier herausholen zu müssen. Aber es bleibt keine Wahl. Ich erwische mich dabei, dass ich viel schneller aus dem Depot herausgehe, als ich hereingekommen bin. Typisch. Die meisten Unfälle passieren auf dem Weg aus der Gefahrenzone. Auf dem Weg hinein herrscht volle Aufmerksamkeit, wenn dann nichts passiert, ist man auf dem Rückweg nachlässig.

Die Teams warten in der Mittagshitze auf uns.

»Wir müssen rein und die Raketen rausholen, es hilft nichts«, erkläre ich Jaffa, dem afghanischen Teamleader. »Räumt eine Spur, in der ein LKW fahren kann, von hier bis zu der Mauer dort hinten. Wenn ihr fertig seid, laden wir die Raketen auf und sprengen sie draußen in der Wüste. Die Sanitäter halten sich mit unserem Krankenwagen in 500 Meter Sicherheitsabstand in Bereitschaft. Skip übernimmt hier erst mal die Führung.«

Ich schaue mich um. Das Munitionsdepot ist mitten im Dorf. Wenn wir dort arbeiten, müssten wir eigentlich den gesamten Ort und große Bereiche der Flüchtlingscamps evakuieren. Aus Erfahrung von vorherigen Einsätzen weiß ich, dass das kaum funktionieren wird. Immer wenn wir versuchten, die Menschen von der Gefahr zu überzeugen, war die Antwort: »Ich bleibe in meinem Haus. Allah weiß, wann ich sterben muss.« Trotzdem schicke ich einen Kollegen mit Auto und Megaphon los. Er soll durch den Ort fahren und ausrufen, dass wir die Munition wegräumen. Die Menschen sollten nichts anrühren und die Bereiche um das Depot meiden. Am besten sollten sie für ein paar Tage zu Verwandten in Nachbarorte ziehen.

Dann gehe ich zu Mike und den anderen Teams, die im Dorf und in den Flüchtlingscamps bereits die von der Explosion ausgeworfene Munition räumen. Mike hat schnell reagiert und sofort einige Teams von anderen Aufgaben in der Region abgezogen und hierher geschickt. Wir teilen den Ort auf. Mike übernimmt die Gebiete auf der Nordseite der Hauptstraße, ich die auf der Südseite. Munition und Schrott, so weit das Auge reicht. Unsere Leute wissen nicht, wo sie anfangen sollen. Ein Erkundungsteam ist für die Markierung der munitionsverseuchten Flächen verantwortlich. Mit roter Farbe bemalen sie größere Steine, um die Menschen zu warnen und fern zu halten.

»Die Häuserblöcke braucht ihr nicht zu markieren«, erkläre ich. »Geht

gleich zu den freien Flächen und fängt dort an. Ich räume hier mit dem anderen Team Haus für Haus.«

Ich teile das verbleibende Dreißig-Mann-Team in Gruppen zu fünf Mann auf und wir legen los. Systematisch gehen wir durch die Straßen und Gassen, in einer Reihe, immer einen Meter Abstand von einem zum anderen. Wer etwas sieht, bleibt stehen, hebt den Arm und ruft laut »UXO!«. UXO ist die Abkürzung von Unexploded Ordnance, auf Deutsch Blindgänger. Wenn etwas gefunden wird, gehe ich hin und entscheide, ob das Teil weggetragen werden kann oder ob es zu gefährlich ist. Für die erste Einschätzung schaue ich, ob die Munition einen aufgeschraubten Zünder hat oder nicht. Die unbezündeten Teile können relativ gefahrlos abtransportiert und zu einem Sprengplatz gefahren werden. Bei denen mit Zünder geht es im nächsten Schritt darum, genau dessen Funktionsweise und derzeitigen Zustand zu erkennen. Wenn die Sicherungsmechanismen trotz des Explosionsschocks noch intakt sind, kann man die Munition vorsichtig wegtragen. Wenn die Zünder aber beschädigt sind, müssten wir sie eigentlich an Ort und Stelle sprengen, ohne sie zu berühren. Die geringste Lageveränderung oder Erschütterung könnte sie zum Losgehen bringen. Angesichts Tausender und Abertausender Munitionsstücke mit beschädigten Zündern ist eine Zerstörung jedes Teils einzeln aber undenkbar, wir wären in 100 Jahren noch nicht fertig. Gerade in der Nähe der Häuser müssten wir einen Riesenschwall mit Sandsäcken aufbauen, um zu verhindern, dass die Metallfragmente zu viel Zerstörung anrichten.

Also müssen andere Lösungen her. Es ist meine Verantwortung, mich um die gefährliche Munition zu kümmern. Dafür bin ich ausgebildet, ich kann das nicht an die afghanischen Teams delegieren. Ich werde sie wegtragen müssen zu Sammeldepots, um sie dort zu sprengen.

»UXO!« Eine Artilleriegranate, Kaliber 122 mm, mit beschädigtem Zünder. Mein Job. Ich warte, bis das Team um die nächste Ecke gebogen ist. Ein paar Mann halten den Weg, den ich vor mir habe, frei. Es gilt, die Granate etwa 400 Meter weit von den Häusern weg zu einem improvisierten Sprengplatz zu tragen. Dort kann ich sie gefahrlos vernichten. Auf dem Weg dorthin darf allerdings nichts passieren. Wenn sie mir runterfällt oder ich stolpere, werden die über vier Kilo Sprengstoff nicht viel von mir übrig lassen. Aber ich kann nicht riskieren, den Zünder an Ort

und Stelle herauszuschrauben. Die Drehbewegung kann ausreichen, um ihn auszulösen.

Meine Splitterschutzweste ziehe ich erst gar nicht an, bei der Menge Sprengstoff kann sie mich nicht schützen. Mit äußerster Vorsicht greife ich zu. Eine Hand an den Zünder, eine um den Boden der Granate. Das Anheben und später das Ablegen sind die heikelsten Momente des Transports. Ich spanne die Muskeln an, spüre das Gewicht der Granate. Ich darf ihre Lage nicht verändern, muss sie exakt in der Position tragen, in der sie gelegen hat. Der Schweiß steht mir auf der Stirn, es ist in der prallen Sonne bestimmt weit über 40 Grad heiß. Dann richte ich mich auf. Erleichtert atme ich aus, als ich stehe und nichts passiert ist. Ich gehe los, konzentriere mich auf jeden Schritt. »Nicht stolpern, achte auf jeden Stein«, geht mir durch den Kopf. »Deine Arme sind steif und bewegen sich keinen Millimeter«, suggeriere ich mir. Die Granate wiegt über 20 Kilo, nach 200 Metern spüre ich, wie sich die Armmuskeln langsam bemerkbar machen. Meine Gedanken schweifen ab, ich sehe vor meinem inneren Auge einen schönen Strand, ich liege in einem Liegestuhl mit einem kühlen Getränk ...

Es durchzuckt mich wie ein elektrischer Schlag. Ich habe eine kleine Mulde übersehen, komme aus dem Gleichgewicht. Mit den Knien versuche ich abzufedern, einen furchtbaren Bruchteil einer Sekunde glaube ich, dass ich stürzen werde, dann bin ich wieder im Gleichgewicht. Verdammst! Ich war unaufmerksam, habe mich von Gedanken wegtragen lassen. Und das beim ersten Gang heute. Das passiert normalerweise erst beim dreißigsten oder vierzigsten Gang, wenn der Arbeitstag fast zu Ende ist und ich müde bin. »Und du willst den Männern hier etwas über Disziplin und Sicherheit erzählen«, beschimpfe ich mich im Stillen selber.

Ich blicke mich um. Der nächste Kollege war schon von seinem Posten aufgesprungen und wollte mir zu Hilfe eilen. Eine nette Geste, aber im Zweifelsfall hätte es mir nicht geholfen.

»Ich bin okay«, rufe ich, »bleib da!«

Ich atme tief durch und gehe weiter. Der Adrenalinpegel ist jetzt so hoch, dass mir kein Patzer mehr passiert. Die Granate liegt in der Sprengmulde und wartet auf ihre Vernichtung. Es wird mir ein Vergnügen sein. Aber erst später, am Ende des Tages. Bis dahin müssen wir noch mehr zusammentragen, damit sich die Sprengung lohnt.

Immer wieder mache ich den Gang an diesem Tag. Ich zähle nicht mehr mit. Der Schreck vom ersten Mal hilft mir, mich zu konzentrieren. Es wird wie ein Automatismus: in den Händen eine Granate, Gewicht zwischen zehn und 20 Kilogramm, Fallenlassen tödlich. Nicht bewegen, zum Sprengplatz tragen. Achtung, heikelster Teil: ablegen. Die Sprengmulden werden immer voller.

Irgendwann sehe ich schwarze Ringe vor den Augen, und mir fällt auf, dass ich vergessen habe zu trinken. Und ich habe keine Kopfbedeckung, mein Gesicht glüht. Der feine Staub hat sich überall festgesetzt. Ich gehe zum Auto und trinke eine ganze Flasche Wasser. Dann wickele ich mir ein Tuch um den Kopf. Keines, das einer landesüblichen Burka ähnelt, sondern ein schlichtes Baumwolltuch, das die Sonne abhält, mir aber trotzdem einen freien Blick lässt. Ins Gesicht schmiere ich mir eine dicke Schicht Sunblocker. Das hätte ich wohl besser gleich morgens getan, aber da hatte ich anderes im Kopf.

Dann geht es weiter. Inzwischen sind die Gassen geräumt und wir gehen durch die Häuser. Hinter den hohen Lehmmauern, in den Innenhöfen, auf den Dächern, sogar in den Räumen, überall ist Munition. Die Explosionen müssen wirklich eine enorme Wucht gehabt haben. Meine Kollegen arbeiten extrem hart in der Hitze, es scheint ihnen nichts auszumachen. Afghanen sind so unglaublich zäh, denke ich bewundernd.

»Vera, hörst du mich?« Der Funkruf kommt von Skip.

»Höre.«

»Es gibt Ärger, die Leute hier wollen nicht, dass wir die Raketen abtransportieren.«

»Was?«

»Sie meinen, sie könnten sie noch gebrauchen. Besser, du sprichst mal mit dem Ortsvorsteher.«

Er hat Recht. Das habe ich versäumt. Angesichts der Massen an ausgeworfener Munition hatte ich nur den Gedanken, so schnell wie möglich mit der Arbeit zu beginnen. Darüber habe ich glatt vergessen, mich beim Ortsvorsteher zu melden. Das sollte ich sofort nachholen. Ich muss mich vorstellen und ihn überzeugen, dass die Raketen wegmüssen – und zwar ohne Verzug.

Gemeinsam mit einem Übersetzer mache ich mich gleich auf den

Weg. Die Tür zum Empfangsraum ist mit einem schweren Teppich verhängt. Ein Afghane schiebt ihn höflich beiseite, wir ziehen die Schuhe aus und betreten den großen Raum. Entlang der Wände stehen Bänke, auf denen Männer sitzen. Am Ende des Raumes thront hinter einem riesigen Holztisch der Ortsvorsteher. Wir gehen über die weichen Teppiche zu ihm. Die Männer im Raum starren mich an. Der Ortsvorsteher heißt Agha, hat die Figur einer stattlichen Buddha-Statue und trägt einen gigantischen Turban. Dazu der lange, schwarze Bart. Ich bin gespannt, wie unser Gespräch verläuft.

Er steht auf und reicht uns die Hand. Die erste gute Überraschung, normalerweise schütteln die konservativen provinziellen Afghanen Frauen nicht die Hand. Auf der Bank wird Platz für uns geschaffen, und wir bekommen grünen Tee serviert.

Ich komme gleich zum Punkt. »Die Raketen müssen aus dem Depot, wenn sie explodieren, bleibt von eurem Ort nichts übrig«, sage ich zu ihm. »Wir sind von den Vereinten Nationen und helfen euch dabei.« Mein Übersetzer braucht lange, bis er die kurzen Sätze übersetzt hat. Offensichtlich hat er erst mal mit einigen Höflichkeitsfloskeln begonnen. Gut so. Ich hatte es wohl etwas zu eilig.

Agha nickt und antwortet: »Ihr seid herzlich willkommen. Danke, dass du extra aus Kabul gekommen bist, du bist unser Gast. Aber ihr könnt die Raketen nicht vernichten, wir brauchen sie noch.«

Das hatte ich befürchtet. »Ihr könnt sie nicht mehr gebrauchen«, versuche ich zu erklären, »durch die vielen Explosionen sind sie unbrauchbar geworden. Ein verantwortungsvoller Chef wie du wird eine weise Entscheidung treffen und sein Dorf vor der nächsten Explosion schützen.« Dabei schießt mir durch den Kopf, wie ich während meiner Ausbildungszeit in Deutschland recht naiv davon ausgegangen bin, dass im Ausland alle »Hurra« schreien, wenn ich komme, um Munition zu räumen.

Der Einwand zeigt Wirkung: »Ich würde sie ja wegschaffen, aber die endgültige Entscheidung darüber wird in Kandahar getroffen, ich muss erst mit jemandem dort telefonieren.«

Als ich mich noch frage, wie dieses »nach Kandahar telefonieren« funktionieren soll, reicht ein Diener Agha ein Satellitentelefon. Zumindest technisch sind sie jedenfalls nicht zurückgeblieben hier. Sicher ein Geschenk der Vereinten Nationen oder der amerikanischen Truppen.

Doch das Gespräch kommt nicht zustande, und wir sollen morgen wiederkommen. Ich bin wütend. Wir sollten unter keinen Umständen bis morgen warten, zu viel steht auf dem Spiel.

»Ich werde in Kabul anrufen und sehen, ob meine Kollegen uns helfen können«, sage ich zum Übersetzer. Wir verabschieden uns und sagen, er solle weiter versuchen, wen auch immer in Kandahar zu erreichen, wir kämen später wieder.

Ich rufe mit meinem Satellitentelefon in unserer Zentrale, dem Mine-Action-Koordinations-Center in Kabul, an und erkläre die Situation. »Haben wir ein Mandat, die Raketen auch ohne Erlaubnis des Ortsvorstehers rauszuholen und zu vernichten? Kann uns jemand dabei schützen?«

Die Antwort meines Chefs ist ernüchternd. Kein Mandat, kein Schutz. Karsais Regierung hat hier unten nicht das Geringste zu sagen. Die internationale Schutztruppe ist sowieso nur auf Kabul beschränkt. Wer sollte uns in diesem Nest helfen? Hier unten sind nur die Amerikaner, aber die sind zu sehr mit Kämpfen beschäftigt. Wir sind auf uns allein gestellt, der Ortsvorsteher ist die absolute Autorität hier.

Es bleibt nichts anderes übrig, als abzuwarten. Da unsere Teams gerade Pause machen, will ich die Zeit nutzen, um mir das ganze Ausmaß der Explosionen anzuschauen und die Ursache zu erforschen. Mit Mike fahre ich im Landcruiser die Hauptstraße runter bis zum Markt. Die Straße ist schon weitgehend geräumt, ich sehe die aufgestapelte Munition am Rand liegen, bereit zum Abtransport. Noch gestern sind hier die LKW im Slalom um die Granaten herumgefahren. Oder auch einfach darüber.

»Vor dem Nussgeschäft hatte ein zehnjähriger Junge gestern einen Unfall, als er einen Zünder aufgehoben hat. Er ist explodiert und hat ihm die halbe Hand weggerissen«, erklärt Mike im Vorbeifahren. Mir schaudert. Die medizinische Versorgung ist eine ziemliche Katastrophe hier, daher bringen wir auch zu allen Einsätzen unsere eigenen Sanitäter und Krankenwagen mit. Ich kann mir vorstellen, wie der Junge im Moment leidet. Im Bruchteil einer Sekunde hat sich sein Leben für immer verändert.

Die Kinder laufen auch heute überall herum und sammeln den Munitionsschrott. Sie können nicht unterscheiden, welche Teile gefährlich sind und welche nicht. Und wir können nicht überall zugleich sein.

Es wird Wochen dauern, bis das Leben in diesem Ort wieder normal sein wird.

Wir fahren fast einen Kilometer und finden immer noch ausgeworfene Granaten. Dann biegen wir ab und fahren durch eines der riesigen Flüchtlingscamps. Auf der anderen Seite der Grenze, auf pakistanischer Seite, liegt Chaman. Wenn man der Straße weiter folgt, kommt man nach Quetta. Tausende von Flüchtlingen werden in diesen Tagen vom UNHCR, der Flüchtlingshilfsorganisation der Vereinten Nationen, aus Pakistan zurück nach Afghanistan gebracht und in Spin Boldak »zwischenengelagert«. Kein schöner Empfang in der Heimat, wenn einem gleich die Granaten um die Ohren fliegen.

»Halt an, da liegt eine einzelne Granate«, sage ich zu Mike. Als ich aussteige, sammelt sich gleich eine Gruppe von Kindern um mich, sie kommen aus den zerrupften Zelten gelaufen. »Salam alaikum«, rufe ich freundlich. Die Kinder lächeln schüchtern und blicken mich aus großen, braunen Augen an. Während ich mir einen Weg bahne, trampeln sie auf der Granate herum. Gott sei Dank ist sie unbezündet, ich nehme sie gleich mit. Munition ist hier Alltag, die Kinder wachsen damit auf.

Als ich gerade wieder einsteigen will, winkt eine Frau aus einem der Zelte. Aus ihren Gesten entnehme ich, dass sie mich zum Tee einladen will. Ich bin gerührt. Die Menschen hier haben nichts, aber trotzdem ihre Gastfreundschaft nicht verloren. Ich winke zurück und gestikuliere, dass ich leider keine Zeit habe. Als wir losfahren, winken die Kinder freundlich zum Abschied und laufen noch ein kleines Stück hinter dem Wagen her.

Das mit Munition verseuchte Gebiet ist riesig. Ich beschließe, alle im Südsektor verfügbaren Teams ab morgen nach Spin Boldak zu schicken, um das Schlimmste zu verhindern. Speziell geschulte Teams sollen ebenfalls kommen, um die Bevölkerung zu warnen und zu informieren.

Wir fahren weiter und gelangen zu einer imposanten Festungsanlage, die sich über drei Berge außerhalb des ansonsten flachen Orts zieht. Sie sieht aus, als hätte ein gigantisches Kind sie in den Sand gebaut. Mike zeigt mir eine 250-Kilo-Bombe neben der Straße, aber die liegt schon länger da, wir müssen uns nicht sofort darum kümmern. Die Festung ist rundum vermint, auch dort gibt es noch eine Menge zu tun. Aber nicht heute. Auf der Straße von der Festung zum Munitionsdepot sehen wir einen Afghanen, der gerade eine Granate anhebt und mit Schwung senk-